

Rezension

Claudia Telschow: *Die Adjektiv-Adverb-Abgrenzung im Deutschen. Zu grundlegenden Problemen der Wortartenforschung.* Berlin: de Gruyter 2014 (Reihe Germanistische Linguistik 299). X + 230 Seiten.

Besprochen von **Martin Neef:** Braunschweig, E-Mail: martin.neef@tu-braunschweig.de

DOI 10.1515/zfs-2015-0015

Das fest in der Laienlinguistik verankerte Konzept der Wortarten wird innerhalb der Sprachwissenschaft alles andere als einmütig gesehen. Claudia Telschow dringt mit ihrer Monographie (die auf eine bei Günther Öhlschläger verfasste Dissertation zurückgeht) in den Kern der Problematik vor, indem sie die Abgrenzung der Wortarten Adjektiv und Adverb fokussiert, die insbesondere in der Linguistik der deutschen Grammatik umstritten ist. Im ersten Teil des Buchs (Kap. 1 „Forschungsgeschichte“) zeichnet Telschow in akribischer Weise unterschiedliche Positionen zu dieser Thematik in 500 Jahren Sprachwissenschaft des Deutschen nach, im zweiten Teil (Kap. 2 „Lösungsvorschlag“ und Kap. 3 „Anbindung an den Forschungskontext“) bemüht sie sich um eine eigenständige theoretische Konzeption zur Lösung der Problematik. Die beiden Teile zeichnen sich durch eine recht unterschiedliche Qualität aus.

Um Adjektive von Adverbien scheiden zu können, müssen beide Wortarten gut definiert sein. In einschlägigen linguistischen Arbeiten fehlen aber oftmals explizite Definitionen, genauso wie die Grenze zwischen Wortartdefinition und Wortartbeschreibung häufig unklar bleibt und konkrete Datenanalysen nicht zwangsläufig den in einem Text selbst gegebenen Definitionen folgen. Deshalb wählt Telschow sinnigerweise einen anderen Weg als die Auseinandersetzung mit Definitionen, um Konzeptionen vergleichbar zu machen: Anhand von vier einschlägigen sprachlichen Beispielen prüft sie, welche der hier jeweils kritischen Wörter von einem gegebenen Text als Adjektive und welche als Adverbien klassifiziert werden würden. So identifiziert sie fünf unterschiedliche Modellierungsarten, die sich wie in Tabelle 1 zusammenfassen lassen.

Besonders verbreitet sind die (von mir so bezeichneten) Positionen B und D. Die Frage der Benennungen der einzelnen Wortarten ist hierbei nachgeordnet gegenüber der Frage, wie Klassengrenzen gezogen werden. Telschow (S. 67–68) findet in der rezipierten Literatur zwölf hierzu herangezogene Definitionskriterien aus den Bereichen Semantik, Syntax, Morphologie und Phonologie, die oft in inkonsistenter Mischung genutzt werden, und bilanziert (S. 73), dass Wortartendefinitionen auf bestimmten syntaktischen, nämlich distributionellen Kriterien gründen sollten.

Tab. 1:

	Der schnelle Mann kommt.	Der Mann ist schnell.	Der Mann kommt schnell.	Der Mann kommt sofort.
Position A	Adjektiv	Adverb		
Position B	Adjektiv		Adverb	
Position C	Eigenschaftswort	Beschaffenheitswort	Umstandswort	
Position D	Adjektiv			Adverb
Position E	Adjektiv			

Telschows „eigener Lösungsvorschlag“ ist nicht unerheblich dadurch charakterisiert, dass er ihre eigenen Ansprüche nicht immer erfüllt. So wird in der Einleitung (S. 4) ein „möglichst theorieneutral formulierter“ Lösungsvorschlag versprochen, der nicht „in einem spezifischen theoretischen Rahmen“ verortet sei. Damit ist nicht Theorielosigkeit gemeint, sondern ein Ansatz, der mit wenigen Annahmen auskommt und damit mit einer größeren Reihe konkreter theoretischer Ansätze kompatibel ist, nämlich mit genau denen, die die fraglichen Annahmen teilen. Dies ist angesichts der ausgreifenden Relevanz der Wortartenproblematik, nicht zuletzt für die Schulgrammatik, ein durchaus löblicher Vorsatz. Telschows tatsächliche Konzeption ist allerdings alles andere als theorieneutral zu bezeichnen. Schon in einer Fußnote zum gegebenen Zitat (S. 4) räumt sie ein, einerseits „prototypentheoretische Vorstellungen“ zugrunde zu legen und andererseits „allgemein generativ“ heranzugehen. Im weiteren Verlauf werden die Grundannahmen immer konkreter, insbesondere im Abschnitt „Lexikonmodell“ (S. 118–140): So bindet Telschow ihre Überlegungen an lexikalistische Ansätze zur Lexikonkonzeption der generativen Linguistik, konkret an einen „schwachen Lexikalismus“ (S. 120) der 1970er und 1980er Jahre, wonach die Wortbildung im Lexikon, die Flexion aber in der Grammatik verortet ist. Hierbei wird das Lexikon als „Speicher- und Erzeugungssystem“ charakterisiert. Das Modell ist ausdrücklich derivationell (S. 122) und sieht zyklische Prozesse vor (S. 124; 136).

Damit ist Telschows Modell nur für wenige theoretische Konzeptionen in direkter Weise zu übernehmen. Nichtsdestotrotz könnte der Ansatz bei einer expliziten und stringenten Durchführung auch für anders gelagerte Theorien zumindest anregend sein in dem Sinne, dass er in einer modifizierten, den jeweiligen theoretischen Annahmen angepassten Weise übernommen werden könnte. Doch auch diesbezüglich ist meine Einschätzung eher skeptisch. Dies

liegt daran, dass in zwei konzeptuell zentralen Bereichen größere Unklarheiten bestehen. Der erste betrifft das generelle Wortkonzept, der zweite die Wahl der möglichen Definitionskriterien für einzelne Wortarten.

Aus Telschows Forschungsüberblick geht hervor, dass die Wortartendiskussion insbesondere darunter leidet, dass nicht klar ist, Einheiten welcher Art eigentlich klassifiziert werden. Bekanntlicherweise werden unter dem Konzept Wortart manchmal lexikalische Wörter, manchmal grammatische Wörter klassifiziert (eine Unterscheidung von relevanten Wortkonzepten, die sich prägnant bei Matthews 1974 findet). Wenn diese beiden Arten von Einheiten für ein Grammatikmodell relevant sind, ergibt sich im Grunde geradlinig, dass hier zwei unterschiedliche Arten von Klassifikationen vorliegen müssten. An verschiedenen Stellen des Buchs diskutiert Telschow Ansätze zu einer solchen „Ebenendifferenzierung“ der Wortartenzuordnung und konstatiert (S. 144), dass es sich hierbei „um ein bislang nicht umfassend ausgearbeitetes Konzept der Wortartenforschung“ handle. Einschlägige Ansätze finden sich bei Meibauer et al. (2002) (dahinter verbirgt sich als Autor Jochen Geilfuß-Wolfgang, der Zweitgutachter von Telschows Dissertation), Clément (2005) und dem Grammatik-Duden seit der 7. Auflage (2005). Im Grunde verspricht Telschow, eine in diesem Rahmen angesiedelte Ausarbeitung zu liefern. Dass ihr dies nicht wirklich gelingt, hängt zu einem beträchtlichen Teil damit zusammen, dass sie letztlich ein unklares Wortkonzept verfolgt. Statt nämlich lexikalische Wörter oder grammatische Wörter oder beides auf je eigene Art zu klassifizieren, führt Telschow ein weiteres Wortkonzept ein, das sie „syntaktisches Wort“ nennt. Damit schließt sie zwar ausdrücklich an Fuhrhop (2008: 192–193) an, aber Fuhrhop selbst meint mit dem Terminus gar nichts anderes als das grammatische Wort in der Konzeption von Matthews. Telschow (S. 77) definiert ihr eigenes Verständnis des Terminus „syntaktisches Wort“ wie folgt:

Ein **syntaktisches Wort** ist eine im Satz vorkommende Grundeinheit, die über eine spezifische lexikalische Bedeutung verfügt und durch eine oder mehrere formale Ausprägung(en) im Satz repräsentiert werden kann.

Auf der Basis dieser Definition und den weiteren Ausführungen lässt sich nur erkennen, dass Telschows Konzept des syntaktischen Worts in unklarer Weise konzeptionell irgendwo zwischen dem grammatischen und dem lexikalischen Wort steht. Selbst wenn klar wäre, was mit dem Konzept des syntaktischen Worts genau gemeint ist, zeichnete sich das Modell von Telschow doch durch geringe linguistische Relevanz aus, denn kein anderes Modell ist daran interessiert, Einheiten dieser Art zu klassifizieren. Die Antwort auf die Frage, wie ein Modell aussehen kann, das zu einer überzeugenden Klassifizierung von grammatischen Wörtern und von lexikalischen Wörtern kommt, kann kaum darin

bestehen, dass eine dritte Größe klassifiziert wird, nämlich das syntaktische Wort.

Hieran schließt sich unmittelbar der zweite konzeptuelle Problembereich an, nämlich die Wahl der grundsätzlichen Definitionskriterien für Wortarten. Nachteilig an Telschows syntaktischer Herangehensweise ist, dass sie sich mit dem am besten ausgearbeiteten syntaktisch basierten Klassifizierungsmodell der deutschen Linguistik, nämlich dem 51-Wortarten-Modell von Bergenholtz und Schaefer (1977), nicht weiter auseinandersetzt, als dass sie seine Existenz zur Kenntnis nimmt. Stattdessen beruft sie sich vorzugsweise auf diverse Arbeiten von Helbig und Kollegen (z. B. Helbig und Buscha 2001). Das Ziel einer rein syntaktischen Definitionsbasis für Arten „syntaktischer Wörter“ will Telschow dadurch erreichen, dass sie folgende drei Klassifikationskriterien ansetzt (S. 81):

- I Distribution
- II Aufweisen morphosyntaktischer Merkmale
- III Zuweisen morphosyntaktischer Merkmale

Die drei Kriterien bilden eine Hierarchie in dem Sinne, dass Distribution als primäres Kriterium angesehen wird, von dem die anderen beiden abhängen (S. 88). Die Leistungsfähigkeit des Ansatzes versucht Telschow dadurch zu belegen, dass sie zahlreiche zentrale Problemfälle aus dem Bereich von Adjektiv und Adverb diskutiert und relevante Daten zusammenstellt, wobei sie im Rahmen ihrer Konzeption manchmal zu überzeugenden Einordnungen kommt (so werden Zahlwörter wie *zwanzig* schlüssig als Adjektive klassifiziert), manchmal aber auch eher aufwendige Zusatzannahmen machen muss, um ein Ergebnis erzielen zu können, das dann weniger zwingend ist.

Gegen die gewählten Kriterien lässt sich grundsätzlich einwenden, dass morphosyntaktische Kriterien doch eher in den Bereich Morphologie als in den der Syntax fallen, womit die Definitionsbasis nicht mehr wie gewünscht rein syntaktischer Natur wäre. Überdies, und das scheint mir ausschlaggebend, lässt sich anzweifeln, dass Wortarten auf der Basis ihrer Distributionseigenschaften definiert werden sollten, auch wenn Telschows Modell bei weitem nicht das einzige ist, das diesen Weg wählt. Wenn man die Hauptaufgabe der Syntax darin sieht, dass die syntagmatischen Eigenschaften ihrer Grundeinheiten in ein Modell zu fassen und damit zu erklären sind, können syntagmatische Eigenschaften nicht in den Definitionen der Grundeinheiten auftauchen, denn was definiert ist, kann nicht mehr erklärt werden. Mit Wortarten verbunden sind Distributionseigenschaften, die aber analytisch zu erklären und nicht definitorisch zu setzen sind. Tatsächlich sollte eine Syntaxtheorie (sofern sie die genannte Aufgabe für relevant erachtet) so aussehen, dass die Distribution der

gut definierten Grundeinheiten mittels eines formalen Apparats aus Regeln, Constraints, Beschränkungen oder dergleichen erklärt wird.

Literatur

- Bergenholtz, Henning & Burkhardt Schaeder. 1977. *Die Wortarten des Deutschen. Versuch einer syntaktischen Klassifikation*. Stuttgart: Klett.
- Clément, Danièle. 2005. *Syntaktisches Grundwissen. Eine Einführung für Deutschlehrer*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Duden. 2005. *Duden – Die Grammatik* (Duden Band 4). Hg. v. d. Dudenredaktion. 7. Aufl. Mannheim: Dudenverlag.
- Fuhrhop, Nanna. 2008. Das graphematische Wort (im Deutschen). Eine erste Annäherung. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 27(2). 189–228.
- Helbig, Gerhard & Joachim Buscha. 2001. *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Berlin: Langenscheidt.
- Matthews, Peter H. 1974. *Morphology. An introduction to the theory of word-structure*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Meibauer, Jörg, Ulrike Demske, Jochen Geilfuß-Wolfgang, Jürgen Pafel, Karl Heinz Ramers, Monika Rothweiler & Markus Steinbach. 2002. *Einführung in die germanistische Linguistik*. Stuttgart: Metzler.